

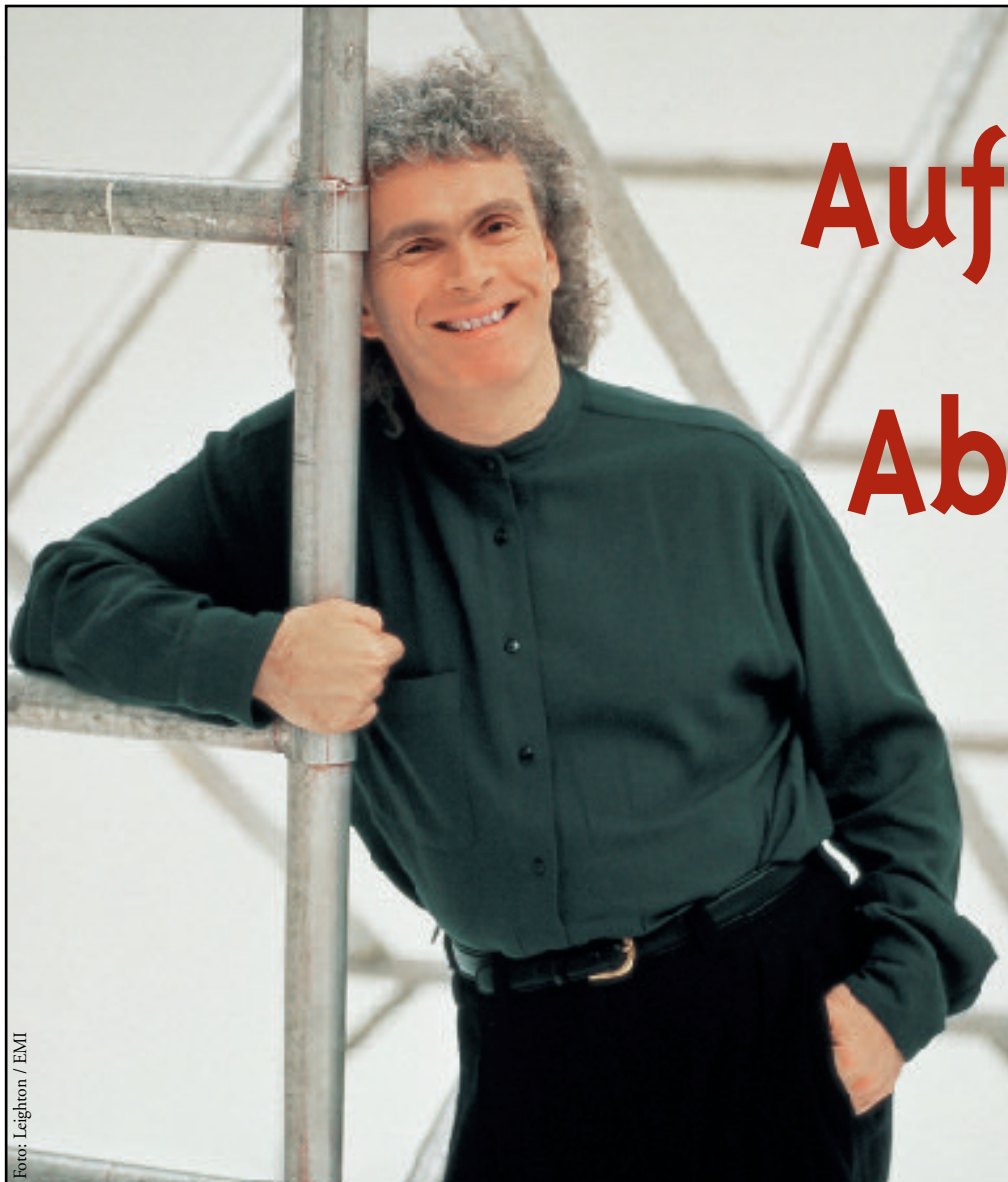


Foto: Leighton / EMI

SIMON RATTLE

Aufbruch ins Abendrot

Simon Rattle soll das Berliner Philharmonische Orchester in die Zukunft führen.

Ein Essay von Eleonore Büning.

Der Tag, an dem der scheidende Bundespräsident zu seinem letzten Benefizkonzert in die Berliner Philharmonie lud, war ein ganz besonderer Tag. Ein Ruck ging durch die Welt der Musik. Die Nachrichtenagenturen überschlugen sich. Alle drei Minuten wuchs hastig die nächste, aufgeregte Meldung auf den Bildschirm. Abends dann, in der Pause und bei den Häppchen danach, gab es nur ein einziges Thema: Habemus papam. Es ist vollbracht. Überrascht? Erleichtert? Und was halten Sie von Rattle?

Das Berliner Philharmonische Orchester hatte nachmittags um fünf nach vier die Wahl seines neuen Chefdirigenten bekanntgegeben. Beim ersten, schriftlichen Wahlgang zehn Tage zuvor gab es in der selbstverwalteten Orchesterrepublik noch keine Mehrheit für einen der beiden Spitzenkandidaten. Erst der zweite – „traditionell“, wie man so sagt, in geheimer Generalversammlung vollzogen – brachte das klare Votum

für Simon Rattle. 44 Jahre jung, Darling von Birmingham und Britanniens Stolz, vor fünf Jahren von der Queen geadelt und seit zwei Jahren Freelancer, ohne feste Anstellung. Perfekt, prahlt die Lokalpresse am nächsten Morgen: Der „Beste – für unsere Besten!“ – ein „Traumprinz für Berlin!“. Nur, leider, deutsch spricht er nicht, das muß er noch lernen. Und zum ersten Mal tauchte ein seltsamer Begriff in den Agenturnachrichten auf, den es so bisher noch nicht gegeben hatte: Die Berliner Philharmoniker, heißt es, seien so etwas wie unser „deutsches Nationalorchester“.



Nun sind Tradition und Nation zwei rhetorisch überaus dankbare und dehnbare Begriffe. Gewiß, Formen demokratischer Selbstverwaltung gab es bei Berlins Philharmonikern schon seit der Gründung des Orchesters anno 1882, als sich in einem Protestakt 54 Musiker zur „vormaligen

Bilseschen Kapelle“ zusammenfanden. Doch die Tradition, daß das Orchester selbst in Direktwahl den künstlerischen Leiter und Chefdirigenten kürt, ist noch jung: eine Ausnahme und Errungenschaft, die über Jahrzehnte außer Kraft war und erst nach Ende der Karajan-Ära wieder festgeschrieben wurde. Zweitens verdankt bekanntlich gerade die deutsche Orchesterlandschaft ihre weltweit einmalige Vielfalt dem Umstand, daß das in Kleinstaaten zersplitterte Deutschland historisch verspätet und verunglückt zu einer Nation zusammenfand. Ein deutsches Nationalorchester gibt und gab es tatsächlich nie, mit gutem Grund – und auch die neue, sogenannte Berliner Republik sollte sich diesen Hut nicht aufsetzen. In musikalischer Hinsicht ist kein Zentralisierungsbedarf. Noch spielt, neben dem Berliner Philharmonischen Orchester, eine gute Handvoll traditionsreicher Eliteorchester in Deutschland eine Rolle, angefangen bei der Sächsischen Staatskapelle über die Münchner Philharmoniker und Bamberger Symphoniker bis hin zum Leipziger Gewandhausorchester – ein jedes in seiner ausgeprägten Einzig- und Andersartigkeit.

Trick siebzehn dazu am Rande: Der Tag der Philharmonikerwahl – dieser ganz besondere Tag – fiel nicht zufällig auf das Datum des bundespräsidentischen Abschiedskonzertes. Roman Herzog hatte sich

nämlich Herbert Blomstedt und das Gewandhausorchester in die Philharmonie eingeladen, was die Hausherrn und -damen, welche dies Ehrenrecht „traditionell“ für sich reklamieren, recht sehr ärgerte. Da galt es wohl, der Konkurrenz im eignen Haus die Schau zu stehlen. Wie man wirkungsvoll auf der Klaviatur der Medien spielt, das weiß Berlins Philharmonisches Orchesters seit Karajans Zeiten.

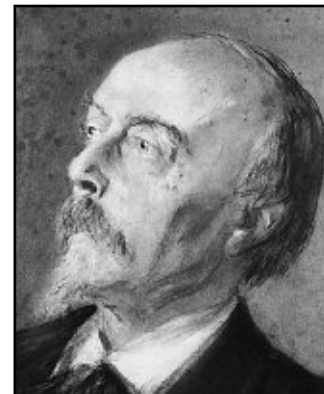


Der Beste – für unsere Besten! Zwar werden die Abstimmungsdetails von den Philharmonikern, schon mit Rücksicht auf die Verlierer, geheim gehalten. Doch hat Daniel Barenboim, der vorher so virtuos die Trommel für sich gerührt und mit Konkurrent Rattle, einem Ondit zufolge, bis zum Schluß Kopf an Kopf in der Gunst des Orchesters gelegen hatte, an dem ausbrechenden Unisono-Jubel gewiß eine große Kröte zu schlucken. Und auch der aus freien Stücken im Herbst 2002 aus dem Amt scheidende Maestro Claudio Abbado würgt wenigstens an einer kleinen. So eine allgemeine Strahlmeierei hatte es bei seiner Wahl vor zehn Jahren nicht gegeben. Und schon machte die „Berliner Morgenpost“ den Vorschlag, Abbado möchte doch, da jetzt die Weichen für die Zukunft so glänzend gestellt sind, vorzeitig abtreten und seinen treuen Intendanten Elmar Weingarten am besten gleich mitnehmen. Tabula rasa, der König ist tot.

Lang lebe Sir Simon. Genialer Lockenkopf, sympathischer Sunnyboy, wandelnde musikalische Frischzelle für den vergeisenden Betrieb. Rattle, der Liebling der Medien. Mit ihm an der Spitze könnten die Philharmoniker, so wie es aussieht, wieder zur Nummer eins im musikalischen Konsumwarenhandel aufsteigen. Noch klaffen ja schöne Lücken im klassischen Kernrepertoire bei dem designierten neuen Chef, der nie den omnipotenten Ehrgeiz zur Gesamteinspielung hatte und seine Leidenschaften stets lieber auf das Neue und Nichtetablierte warf. Noch kennt der Markt keinen Brahms-, Bruckner-, Schumann-, Schubert- oder Mozart-Zyklus mit Rattle, nicht einmal Mahlers Sinfonien sind komplett im Katalog. Selbst um Beethovens Neunte hat Rattle lange Zeit einen gro-

ßen Bogen gemacht, erst mit 40 fühlte er sich dazu reif. Und augenblicklich arbeitet er an seinem ersten Beethoven-Zyklus für CD – gemeinsam mit den Wiener Philharmonikern, mit denen er und Brendel erst kürzlich eine unerhört lustvolle und freizügige Aufnahme der fünf Beethovenschen Klavierkonzerte herausgebracht hatten. Auch Claudio Abbado, wie die Ironie des Zufalls will, hatte seinen ersten Beethoven-Sinfonien-Zyklus weiland gemeinsam mit den Wienern eingespielt und nimmt derzeit gerade seinen zweiten auf – mit den Berliner Philharmonikern. Letztere leiden freilich erheblich unter der Rückläufigkeit ihrer Nebeneinnahmen. Die Plattenproduktion schleppt sich. Ohnehin werden generell konjunkturbedingt weniger CDs produziert und diese dann schlechter verkauft als noch vor zehn Jahren. Das nagt nicht nur am Portefeuille der einzelnen Musiker, sondern auch am Selbstbewußtsein des Kollektivs, ja, es impliziert einen Image-Verlust. Bis heute setzt die Deutsche Grammophon immer noch mehr Karajan-Aufnahmen ab als Abbado-Aufnahmen. Womit gewiß nichts darüber ausgesagt ist, wer der Bessere sei unter den Besten, denn Verkaufsstatistiken haben mit der Qualität der Ware wenig oder gar nichts zu tun. Was zählt, sind das Marketing und der eingeführte Markenname. Der hat offenkundig einiges an Glanz verloren, was sich bemerkbar macht auch im philharmonischen Konzertbetrieb. Früher waren die Vorverkaufsschlangen in Scharrouns goldenem Haus am Rande der Stadt, direkt vor dem Niemandsland gelegen, ein vertrautes Bild. Man mußte sich mit Geduld wappnen, wollte man das Berliner Philharmonische Orchester hören. Heute kann man spontan am Potsdamer Platz aus der U-Bahn steigen und Karten an der Abendkasse erwerben – oft genug sind die Konzerte nicht ausverkauft bis zum letzten Platz, ja, selbst für den populären Waldbühnenabend mit Highlights von Wagner und Strauss und Jimmy Levine am Pult gab es noch Restkarten. Wo bleibt das junge Publikum? Es muß neu erobert werden. Rattle und die Philharmoniker – diese Kombi-Formel klingt nach Zukunft. Ein neues Dreamteam! Das führt sich schon

Chronik der Chef- dirigenten

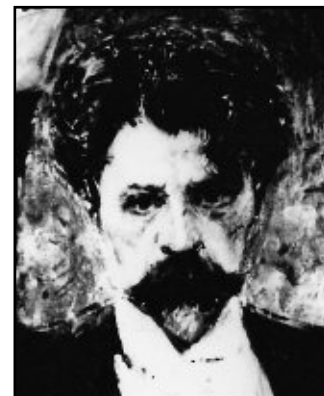


Hans von Bülow (1887-93)

Foto: Friedrich

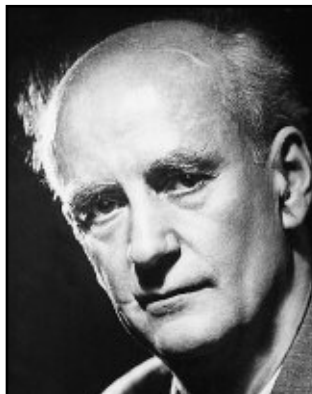


Richard Strauss (1893-95)



Arthur Nikisch (1895-1922)

Foto: Ullstein



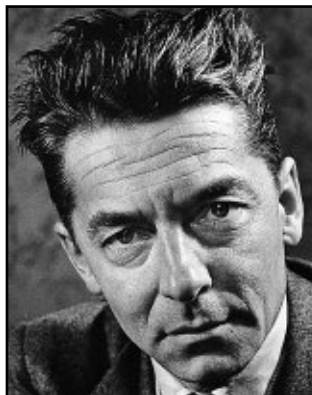
Wilhelm Furtwängler
(1922-45; 1952-54)

Foto: Fayer / EMI



Sergiu Celibidache (1945-52)

Foto: Kosmos / Hecht



Herbert von Karajan (1955-89)

Foto: EMI



Claudio Abbado (1989-2002)

Foto: Forestier / Sygma / DG

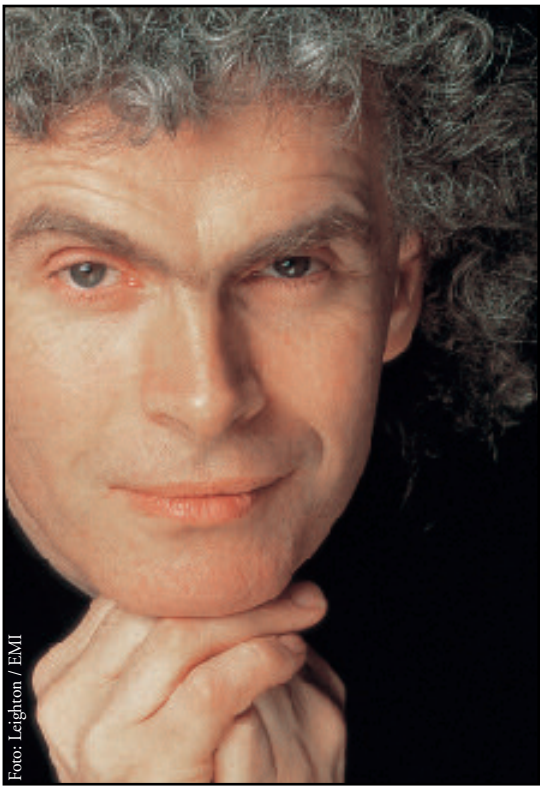


Foto: Leighton / EMI

jetzt, zwei Jahre vor Amtsantritt, sehr gut ein – gut auch für die Kasse.



Dabei hatte sich Rattle noch vor Jahr und Tag deutlich distanziert von dieser Rolle. Berlins Philharmoniker, erklärte er im April vorigen Jahres in einem Interview, „sollten erst einmal darüber nachdenken, wo sie stehen, um dann zu entscheiden, ob sie in erster Linie eine künstlerische Institution oder eine Medieninstitution sein möchten.“ Dahinter steckt keine euphemistische Edelmutskobolzeroi, wie man meinen könnte. Diese Frage ist ernst gemeint und hat einen ernsthaften Hintergrund. Denn der künstlerische Rang und soziokulturelle Standort der klassischen großen Sinfonieorchester – auch der des Berliner Philharmonischen

Orchesters – verstehen sich nicht mehr von selbst. Erstens gingen, weil die technische Reproduzierbarkeit neue Maßstäbe gesetzt hat, aber auch, weil die Welt kleiner und kleiner wurde und der internationale Musikzirkus immer mobiler, die individuellen Klangprofile verloren. Wie die verheerenden, freilich hochinteressanten Blindtests in kommerziellen Musikzeitschriften wie „Rondo“ beweisen, können nicht einmal mehr ausgewiesene Fachleute dem Ohrenschein nach – und auf den käme es doch wohl an – unterscheiden zwischen einem Orchester der amerikanischen Westküste, der japanischen Insel oder aus dem Herzen Europas. Ja, selbst die großen Elitetruppen ähneln einander bis zur Austauschbar- und Verwechselbarkeit. Zweitens schrumpft das Repertoire der klassischen Sinfonieklangkörper. Es wird historisch von hinten und zugleich von vorne immer enger eingeschränkt – einerseits durch die spezialisierten Experten der Alten, andererseits durch die der Neuen Musik. Längst widmen sich Dirigenten wie Harnoncourt, die einst mit dem Quellenstudium bei Biber und Bach begonnen haben, mit derselben Akribie auch Schumann und Bruckner. Längst dirigiert Pierre Boulez auch Ravel und Brahms. Und beide – Harnoncourt wie Boulez – stehen mittlerweile sowohl am Pult der Wiener wie der Berliner Philharmoniker.

Gut zu wissen, daß Sir Simon Rattle auf allen drei Hochzeiten tanzt. Er ist zwar kein Fachmann für Alte oder Neue Musik, nicht einmal für das klassische Repertoire. Er macht sich aber, zäh und gründlich, selbst zum Spezialisten jeweils für das Stück, welches es aufzuführen gilt. Rattle liebt Haydn wie Gubaidulina, Janáček wie Mozart, Beethoven wie Turnage und Rameau wie Mahler. Und weil Liebe allein nicht genügt, arbeitet er – das hat er zuletzt in Salzburg bei „Les Boréades“ bewiesen – an jedem neuen Werk mit der gleichen fanatischen Gründlichkeit. Was ihn vor anderen Dirigenten, den „besseren“ und auch den „schlechteren“, auszeichnet, ist das hohe Ethos, mit dem er sich der Musik nähert, ganz so, als sei sie neu und eben erst erfunden. Mit anderen Worten: Der Dirigent Rattle verbindet das Originalitäts- mit dem Gebot der Maßstäblichkeit. Gerade das macht das Geheimnis seines Charismas aus, sein jungbrunnenhaftes Image immerwährender Jugendlichkeit in dem Museumsbetrieb, in dem er arbeitet. Unabhängig vom Rummel um seine Person und wo immer er auftrat –

ob in der mittellänglichen Provinz oder vor der ersten Liga der größten Metropole – hat sich Rattle stets nur um das Prestige der Musik bekümmert, und um nichts sonst. Höchstens noch um seine Hosenträger, um seine Söhne, den Lunch und andere alltägliche, nicht-maestro-like Menschen Sorgen.



Der neue Chef des Berliner Philharmonischen Orchesters ist kein weltfremder Guru und erst recht kein Schriftgelehrter, schreibt aber manchmal (etwa als Einführung zu seiner BBC-Sendereihe zur Musik des 20. Jahrhunderts) so altklug aufklärerische Sätze nieder wie diesen hier: „Musik hat die unbequeme Gabe, wie eine Art Seismograph kommende Erschütterungen anzukündigen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts versuchte Europa mühsam, seine alte Haut abzustreifen und zu einem neuen, komplexen Gebilde zu werden. Zur gleichen Zeit, als die Fundamente des Kaiserreiches und die alte Gesellschaftsordnung brüchig wurden, nahm die Musik Abschied von Dur und Moll – scheinbar für immer.“ 100 Jahre später hängt diese alte Haut – um im Bild zu bleiben – immer noch in tödlichen Fetzen an Europa, und die Musik unserer Zeit, längst wieder in Dur oder Moll, kündigt seismographisch unverdrossen eine Katastrophe nach der anderen an. Sollte es einen Lotsen geben, der einen der großen Musikdampfer der alten Welt exemplarisch aus dieser Krise hinausführen könnte in ein neues Abendrot, dann müßte er darum wissen. Und sich natürlich praktisch kümmern um entsprechend neue Programme und Konzertformen.

Atmen wir also getrost auf und stimmen in den Jubel ein: Rattle ist der Richtige. Gewiß, es ist schon ein Unterschied, ob einer als Twen und Nobody in einer Provinzstadt mit maroder Infrastruktur wie Birmingham ein kleines Orchester zu einem großen ausgebaut hat, beflügelt vom Enthusiasmus des Neuanfangs und mit dem Feuereifer junger Musiker im Bunde, die nichts zu verlieren haben – oder ob er auf dem Höhenkamm seines Ruhms ein hochtönendes Ehrenmal entert – ein Denkmal seiner selbst, dessen Mannschaft schon etwas müde geworden sein mag, das vielleicht manchmal hohl klingt und zu allem Übel auch noch als „Leuchtturm“ dienen soll. Nun, Rattle wird's schon richten.



Simon Rattle

bei den Salzburger Festspielen 1999

Rameau, Les Boréades

U. und K.-E. Herrmann; Bonney, Murphy, Workman,
Francis u.a., European Voices,
Orchestra of the Age of Enlightenment
26.(P) und 30. Juli, 1., 5., und 7. August

Haydn, Sinfonien und Kantaten

Bartoli, Orchestra of the Age of Enlightenment
2., 3. und 4. August

Kurtág, Grabstein für Stefan op. 15c

Mahler, Sinfonie Nr. 2

Banse, Rimmert, Wiener Staatsopernchor, Wiener
Philharmoniker
28. und 29. August